



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zwei Werke über die Spracxhe

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

jeder Fremde, der auch nach Jahren nur selten das instinktive Gefühl für die Erdgeister seiner dienstlichen Heimat vollständig erwirbt. Vom Landrat gilt dies namentlich dann, wenn er lange, am besten lebenslang in seinem Kreise wirkt. Gewiß ist es heute, wo sich die Bevölkerung aller Stände mündig glaubt, viel schwerer für den Landrat, der Vertrauensmann seines Kreises zu werden, als früher, um Rat und Hilfe gebeten zu werden auch in Dingen, die sein Amt nicht unmittelbar oder nicht notwendig berühren; aber in einer langen Amtszeit wird ihm ein solcher Erfolg doch auch heute noch meist zuteil, wie die Erfahrung zeigt, ähnlich wie dem Einzelrichter, der viele Jahre lang durch Obervormundschaft, Erbschichtung, Grundbuchführung in die persönlichen Verhältnisse der Gerichtseingesessenen eingedrungen ist.

Mächtigeres Gefühl mag es vielleicht geben als das Heimatsgefühl, aber wohl keins bleibt ein so treuer Begleiter durch die lange Reihe der Jahre, und keins belebt wie dieses alle schöpferischen Keime im Menschen. Jedesmal, wenn eine Anordnung der Zentralbehörde einen ihrer Beamten wenigstens der reifern Jahre dem Dienste in seiner engeren Heimat wiedergibt, befreit sie eine Fülle latenter Energie, die sie damit dem Staatszwecke dienstbar macht, vermehrt sie wesentlich die lebendigen Kräfte, indem sie sie dem öffentlichen Leben so viel nutzbarer macht.



Zwei Werke über die Sprache



Das gebildete Publikum hat im vorigen Jahrhundert die Entstehung und die Ausbildung der Sprachwissenschaft mit lebhaftem Interesse verfolgt, und die Zeitungen und die Zeitschriften haben es durch fleißige Berichterstattung auf dem laufenden erhalten. Von den neuesten beiden großen Werken*) ist, so weit ich es übersehen kann, noch wenig die Rede, und doch sind beide, jedes in anderer Weise, in hohem Maße geeignet, die Kenntnis des Gegenstandes zu fördern. Als eine ansehnliche Bereicherung der Wissenschaft werden die Fachmänner wohl nur das Werk von Wundt einschätzen. Hier jedoch muß Mauthner der größere Teil des Raums gewidmet werden, einmal, weil dieser über die Sprachwissenschaft weit hinauszgreift, um das gesamte Wissen der Menschheit — zu vernichten, dann aber auch aus dem Grunde, weil sich Rezensent bei dem Wundtschen Werke, dem er als lernender Laie gegenübersteht, auf eine kurze Berichterstattung beschränken muß, während er sich der Kritik gewachsen fühlt, zu der Mauthner herausfordert.

*) *Völkerpsychologie*. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte von Wilhelm Wundt. Erster Band: Die Sprache. (Erster Teil 627 Seiten, zweiter Teil — mit Register — 644 Seiten.) Leipzig, Wilhelm Engelmann, 1900. — Beiträge zu einer Kritik der Sprache von Fritz Mauthner. Erster Band (657 Seiten): Sprache und Psychologie. Zweiter Band (735 Seiten): Zur Sprachwissenschaft. Dritter Band (mit Register 666 Seiten): Zur Grammatik und Logik. Stuttgart, J. G. Cotta, 1901 und 1902.

Wenn der Sprachkünstler, der so schön „nach berühmten Mustern“ gedichtet hat, ein Werk über die Sprache schreibt, so erwartet man etwas durchaus erfreuliches. Leider ist er ein Opfer des fanatischen Scharfsinns geworden, der die Bretter so fein schneidet, daß sie nicht bloß nichts mehr zum Bauen taugen, sondern aus der Welt der Greifbarkeit ganz verschwinden; jedes Stück seiner philosophischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen und linguistischen Gelehrsamkeit — und die ist für einen Novellisten und Theaterkritiker erstaunlich — wird ihm zu einem Werkzeuge der Vernichtung. Wenn das Ganze trotzdem nicht unerfreulich wirkt, so ist das, abgesehen von zahlreichen wohl wirklich wertvollen Beiträgen zur Sprachwissenschaft, nicht allein den vielen geistreichen Einfällen zu verdanken, die Mauthner zu haben auch hier nicht umhin kann, sondern vorzugsweise einem Umstande, der ihm selbst keine Freude machen wird. Gegen Ende des dritten Bandes schreibt er: „Dieser äußerste Skeptizismus, der doch wohl die eine Seite meiner ganzen Lehre ist, läßt mich wieder die leise Furcht empfinden, nicht ohne Lächeln empfinden, es könnten die aufmerksamen Verfechter des kirchlichen Dogmatismus auch aus der Sprachkritik Wortwaffen schmieden.“ Er wird sehen, daß seine Furcht begründet war; nur daß meine Waffen keine leeren Worte sind, und daß man noch lange kein Dogmatiker, gar kirchlicher Dogmatiker ist, wenn man den Nihilismus ablehnt, auf den sein Skeptizismus hinausläuft. Ich versuche zunächst, das Wesentliche seiner im ersten und im dritten Bande entwickelten Lehre in einigen Sätzen zusammenzufassen.

Die Welt ist aus ihren Elementen, deren Natur uns unbekannt bleibt, durch Zufall entstanden, und jede Stufe ihrer Umbildung war nur das Ergebnis eines weitem Zufalls. „Kein Strahl irgend eines Wissens dringt zu dem ersten Zufall, der uns die Weltvibrationen nach unsern spezifischen Sinnesenergien als sichtbare, hörbare, fühlbare usw. Wirkungen unterscheiden läßt.“ Unsere Sinne sind Zufallsinne, entstanden durch Anpassung an zufällig gewordene Lagen. Vom Zufall hat es dann weiter abgehungen, „welche kleine Auschnitte aus dem ungeheuern Kreise des für Menschen Sinne Unwahrnehmbaren“ als wahrnehmbar ausge sondert wurden. Die Sprache oder das Denken kann demnach nur ein Zufallsbild von der Wirklichkeit enthalten, weil wir von der Wirklichkeitswelt nur wissen, „was die Siebe unsrer Zufallsinne passieren konnte.“ Sprache und Denken sind nämlich eins oder doch beinahe eins, wie einmal einschränkend bemerkt wird. Denken ist weiter nichts als Erinnerungsbilder von Wahrnehmungen vergleichen und verknüpfen, und die Sprache ist eine Sammlung von Zeichen für solche Erinnerungsbilder. Man kann deshalb die Sprache auch das Gedächtnis der Menschheit nennen. Da nun aber unsere Sinne, wie gesagt, Zufallsinne sind, und weil außerdem unser Wahrnehmungsvermögen beständig von Interessen beeinflusst und auch aus diesem Grunde keine ehrliche Camera obscura ist, so können Sprache und Wissen, die ja eins sind, niemals zur Photographie der Welt werden. Unsere Welterkenntnis „ist eine Assoziation unsrer Sinnesempfindungen, die wesentlich Sinnestäuschungen sind.“ Darum vermag die Sprache, so brauchbar sie für die Kunst, für die Poesie ist, der Wissenschaft nichts zu nützen, Kenntnisse weder zu erschließen noch zu über-

mitteln. Sie ist ein Mittel zur Verständigung nur im allerrohesten Sinne, für den bürgerlichen Verkehr, aber nicht zur Erkenntnis der Welt und des Menschen. Kein Mensch kennt den andern. Geschwister, Eltern, Kinder kennen einander nicht. Worte erzeugen immer nur Mißverständnisse. Die Fortschritte der Wissenschaften haben daran im wesentlichen nichts geändert. Die Gelehrten, die Forscher lassen sich von Worten foppen. Alle unsre Wissenschaften sind Mythologien. Ehemals ließ man jede Gruppe von Veränderungen von einer Gottheit hervorgerufen werden, heute nennt man eine Kraft: die Gravitation, die Elektrizität als Ursache, die nichts ist als ein Name für die unbekannte Ursache, und die zum mythologischen Wesen, zur Gottheit wird, wenn man sie für etwas wirkliches hält. Die „grauenvolle“ Entdeckung, daß dem so ist, bedeutet den Selbstmord des Menschengeistes. Das Denken, diese zufällige Verbindung zufälliger Erinnerungsbilder, verläuft nicht nach Gesetzen; die ganze Logik ist, je nachdem man es nimmt, eine Illusion oder ein frivoles Spiel. „Ich scheue mich nicht, das grauenhafte Ergebnis meiner kritischen Betrachtung der Logik schon hier [am Anfange der Untersuchung] auszusprechen: Wie die Begriffe nebelhaft sind und nicht in zwei Gehirnen an dieselben Sinnesindrücke erinnern, wie darum die Menschen einander niemals auf die Wirklichkeit hin verstehen können, so wechselt in einem und demselben Gehirn der bewußte Begriff, die Definition, die Befinnung auf seinen Inhalt, je nach Zeit und Umständen, und so wird in einem und demselben Kopfe die Rede oder der Gedankengang ungenau, zitternd, verschwimmend wie ein Nebelbild. Wer sich gegen das Entsetzen gerüstet hat, um daraufhin selbst unsre besten Schriftsteller zu prüfen, der wird bescheiden denken lernen von den Zielen wissenschaftlichen Fortschritts, und nur eine übermächtige Illusion wird ihn verhindern [können], die Feder wegzulegen.“ In einer Kritik Herbert Spencers, der trotz besserer Einsicht der alten Überschätzung der Sprache zum Opfer gefallen sei, unterbricht er sich mit dem Geständnis: „Mit einem unaussprechlichen Gefühl schauernden Ekels frage ich mich in diesem Augenblicke wieder, worin ich selbst der Narr der Sprache bin, während ich sie zu meistern suche.“ Und am Schlusse bekennt er, oft habe er verzweifelte Stunden erlebt, wo es ihm nützlicher schien, Dünger auf den Acker zu fahren, als seine Arbeit fortzusetzen. „Nichts erschien dann törichter als der letzte Versuch, mit Worten, die niemals einen Inhalt haben können, endlos von nichts zu sprechen als von der eignen Unwissenheit. Gerade aber solche schwarze Stunden und Tage endeten häufig mit dem spornenden Gefühl: jawohl, es ist der letzte Versuch, es ist das letzte Wort, und weil es nicht die Lösung des Sphinxrätsels sein kann, so ist es wenigstens die erlösende Tat, die die Sphinx zum Schweigen zwingt, weil es die Sphinx vernichtet. . . . So ist das Entsetzliche gewiß, daß kein sterblicher Mensch die Worte seiner Sprache jemals verstehen könnte mit all ihrem historischen Gehalt, weil seine Lebenszeit und seine Fassungskraft nicht hinreichen würden zur Aufnahme dieses ungeheuern Wissens; daß aber auch dann, wenn es einen solchen Menschen gäbe, seine Worte keine Wirklichkeit bezeichnen könnten, weil die Wirklichkeit nicht stillsteht. . . . So muß die Menschheit ruhig verzweifeln, jemals die Wirklichkeit zu erkennen. Alles Philosophieren war nur das Auf und Ab zwischen wilder

Verzweiflung und dem Glücke ruhiger Illusion. Die ruhige Verzweiflung allein kann — nicht ohne dabei über sich selbst zu lächeln — den letzten Versuch wagen, sich das Verhältnis des Menschen zur Welt bescheidenlich klar zu machen durch Verzicht auf den Selbstbetrug, durch das Eingeständnis, daß das Wort nicht hilft, durch eine Kritik der Sprache und ihrer Geschichte. Das wäre freilich die erlösende Tat [jetzt ist also schon mit dieser Erlösung auch wieder nichts], wenn die Kritik geübt werden könnte mit dem ruhig verzweifelnden Freitode des Denkens oder Sprechens, wenn sie nicht geübt werden müßte mit scheinlebendigen Worten.“ Der erste Band schließt mit dem Bekenntnis: „So ist es die Sprache allein, die für uns dichtet und denkt, die uns auf einiger Höhe die Fata Morgana der Wahrheit oder der Welterkenntnis vorspiegelt, die uns auf der steilsten Höhe losläßt und uns zuruft: Ich war dir ein falscher Führer! Befreie dich von mir! Die Kritik der Sprache muß Befreiung von der Sprache als höchstes Ziel der Selbstbefreiung lehren. Die Sprache wird zur Selbstkritik der Philosophie. Diese selbstkritische Philosophie wird durch ihre Resignation nicht geringer als die alten selbstgerechten Philosophien. Denn von der Sprache gilt wie von jedem andern Märtyrer der Philosophie das tapfere Wort: qui potest mori, non potest cogi. Auch die Sprache muß sterben können, wenn sie noch einmal lebendig werden will.“ Dieses „wenn“ ist eine des kühnen Verfassers unwürdige versöhnende Phrase, denn wer seiner Kritik beipflichtet, der muß ein neues, wirkliches Leben der Sprache für unmöglich halten.

Die Ausführungen, in denen Mauthner seine Ansicht auseinanderlegt, und mit denen er sie zu beweisen versucht, gruppieren sich mir in solche, die ich ablehne, und in solche, denen ich beipflichte. Von jeder Gruppe sollen ein paar Proben vorgelegt werden. Auf die scharfsinnige und höchst interessante Unterscheidung der verschiedenen Bedeutungen des Wortes Zufall, die man in dem Werke findet, kann ich nicht eingehn. Ich muß mich auf das Geständnis beschränken, daß mir die Entstehung der Welt, der Organismen, der Sinne durch Zufall so undenkbar erscheint, wie sie dem gemeinen Manne und den meisten Philosophen vorkommt. Mauthner ist abweichend von Cicero so kühn, den Fall für möglich zu halten, daß die Ilias herauskommen könnte, wenn die nötige Zahl von Lettern aufs Geratewohl ausgeschüttet würde. Es würde das, meint er, eigentlich kein Zufall sein, sondern nur einer von den möglichen Fällen. Denn mit diesen Lettern könne eine unendliche Reihe von Permutationen und Variationen vorgenommen werden, und wenn nun das Experiment lange genug fortgesetzt würde, so müßte nicht bloß die Ilias, sondern auch der Faust und Kants Kritik der reinen Vernunft herauskommen. Dagegen ist einzuwenden: da die Reihe unendlich ist, so ist die Wahrscheinlichkeit für einen dieser Fälle eins dividiert durch unendlich; aber $\frac{1}{\infty} = 0$, d. h. die Sache ist praktisch unmöglich. Und dabei hat der Verfasser zwei Umstände übersehen, die das Experiment von vornherein sinnlos erscheinen lassen: Ausschütten aufs Geratewohl ergibt überhaupt keine Schrift; die Buchstaben müssen reihenweise gelegt werden; d. h. es wird ein absichtliches Anordnen vorausgesetzt, was kein Zufall mehr ist. Und die Zahl der Lettern für jeden Buchstaben des Alphabets muß für das Schriftwerk abgepaßt, es müssen so und so viel a, b, c usw. vorhanden sein;

hat der Experimentierende von einer Sorte mehr oder weniger als das Gedicht oder die Abhandlung erfordert, so kann diese in aller Ewigkeit nicht herauskommen. Sogar die auf Null reduzierte Möglichkeit des Gelingens setzt also schon eine Berechnung voraus. Mauthner fragt sich selbst einmal: wie kann ein solcher Automat, ein Organismus, sich selbst bilden und gewöhnlich seinem Nutzen gemäß arbeiten? Darauf antwortet er an einer ganz andern Stelle: auch ein Staat, eine Stadt sei ein sehr zweckmäßiges Ganze (na na!); und doch werde es von zentrifugalen Kräften beherrscht und sei ohne Plan und absichtliche Leitung zustande gekommen. „Man stelle sich eine moderne Großstadt vor. Man wird nicht mit ernster Miene behaupten wollen, daß ein Oberbürgermeister den Plan zu ihrem gegenwärtigen Blühen gefaßt habe. Es gibt in der ganzen Stadt keinen Menschen, der im Dienste der Allgemeinheit Gas- und Wasserröhren, Telegraphendrähte, Pferdebahnschienen usw. gelegt hätte. Es gibt immer nur Menschen, die ihren Vorteil wollten. Durch Gas, durch Wasser, durch Elektrizität und Pferdebahnen sind Millionen verdient worden. Ist bei diesen großen Unternehmungen mitunter auch die Kraft des Ehrgeizes vorhanden, so gehören zu den Bequemlichkeiten einer Großstadt eine Menge Dinge — von den Bedürfnisanstalten angefangen bis zu dem Institut der Stiefelwischer —, bei denen von irgend einer höhern Absicht nicht die Rede sein kann, und die dennoch mehr als bildlich eine Einheit, einen Organismus zustande bringen. Nicht der Oberbürgermeister sondern irgend ein Vorarbeiter legt die Röhren einer Bedürfnisanstalt, und dennoch gehn diese Röhren ordentlich zwischen elektrischen Kabeln und Gasröhren hindurch, fügen sich den Verhältnissen, nicht viel anders als die Kanäle von den Nieren zwischen Muskeln und Nerven und Blutgefäßen den Weg gefunden haben, den wir den richtigen nennen.“ Ähnlich hat Herbert Spencer an der Entstehung einer Kolonie von Auswanderern klar zu machen versucht, wie ein Zellenstaat entstehen, wie sich ein Embryo zum Tier- oder Menschenleibe auswachsen könne. Die Grenzboten haben dazu im 10. Hefte (S. 583) bemerkt: „Den Verlauf sich vorzustellen, das ist eigentlich gar nicht schwer; den lehren ja Embryologie und Anatomie. Nur das Weben und Wirken von Spencers units sich vorzustellen ist schwierig oder vielmehr unmöglich, weil ja diese Dingerchen nicht, wie die Kolonisten, Hände, Augen, Verstand, Willen, Lehrmeister und die zum Zusammenwirken nötigen Verständigungsmittel haben.“ Mauthners Gleichnis aber ist so kindlich, daß man sich erstaunt fragen muß: wie wars möglich, daß der kluge Mann die Falle nicht bemerkt hat, die er sich selber legt! Von den Berliner Oberbürgermeistern hat allerdings keiner das Genie des Städtegründers offenbart, aber andre Leute, wie der große Alexander und so mancher mittelalterliche Fürst, haben planmäßig Städte angelegt, von denen sie richtig vorausgesehen haben, daß sie blühen würden. Die meisten Städte freilich sind aus zufälligen Ansiedlungen entstanden. Aber wenn ihre Anlage bei spätem Wachstum den Bedürfnissen des Verkehrs entsprach, so haben sie das nicht dem zufälligen Zusammenwirken und der unbewußten Anpassung der selbstsüchtig Erwerbenden zu danken. Sondern entweder die Ansiedler sind gleich anfangs als geordnetes, von einem Oberhaupt geleitetes Gemeinwesen aufgetreten und haben nach einem Plane gebaut, der sich, wie der

Plan des nach dem Mongoleneinfall 1242 neu aufgebauten Breslau, jahrhundertlang bewährt, oder ein Fürst, eine Regierung hat später eingegriffen, wie bei der Anlage der Berliner Friedrichstadt, bei den Stadtregulierungen von Paris, von Wien, von allen Städten, die heute zur Großstadt heranwachsen. Mauthner stellt sich, als habe er sein Lebtag nichts vernommen von Bebauungsplänen, Bauordnungen und Polizei. Die Röhren und Kabel werden freilich nicht vom Bürgermeister sondern von Arbeitern gelegt; aber die Arbeiter schaffen unter der Leitung ihrer Vorarbeiter, diese befolgen die Anweisungen der Techniker, diese führen den von ihnen im Auftrag einer Aktiengesellschaft oder Behörde entworfenen Plan aus, und wo viele Einzelunternehmer sich beteiligen, müssen sie sich, damit keine Verwirrung entsteht, untereinander verständigen. Gewöhnlich, bei der heutigen Organisation der Kommunalverwaltung darf man sagen immer, sorgt der Magistrat, wo nicht, wie in Berlin, das Staatsoberhaupt selbst für Einordnung der neuen Anlagen in das Gewebe und Getriebe. Man denke sich einen modernen Verkehrsorganismus ohne ordnende und leitende Intelligenz, etwa die Eisenbahn ohne Fahrplan! Wie gründlich würde die der Übervölkerung abhelfen! Es gibt nirgends auf Erden sogenannte Gesellschaftsorganismen ohne bewußt zusammenwirkende Intelligenzen. Bei sehr kleinen Gemeinwesen mag gegenseitige Verständigung dieser Intelligenzen hinreichen; bei größern ist eine Zentralleitung nötig, und je größer sie sind, desto straffer muß die Zentralleitung sein. Da kein Mensch so verrückt sein kann, zu glauben, die Atome, Molekeln, Units, oder wie man die Dinger sonst nennen will, verständigten sich zum Aufbau einer Zelle, und die Zellen verabredeten den Bau von Knochen, Muskeln und Gefäßen, so heißt die Organismen mit Gesellschaftskörpern erklären so viel, wie den göttlichen Ingenieur, Baumeister und Oberbürgermeister fordern. Selbstverständlich liebt Mauthner wie alle, die dem Gözen Zufall huldbigen, die unendlich langen Zeiträume; aber was an sich unmöglich ist, das wird auch in Billionen Jahren nicht möglich. Daß sich ein Organismus durch Anpassung an die veränderte Umgebung selbst verändert, glauben wir, weil wir es sehen, obwohl wir keine Ahnung davon haben, wie es seine Organe anfangen; haben wir doch auch keine Ahnung davon, wie sie geworden sind und wirken. Aber wenn er sich anpassen soll, muß der Organismus vorhanden sein, und zwar ein Organismus von dieser bestimmten Art; daß aus nicht organisierten Atomhaufen durch Anpassung ein Organismus werden könne, ist ein völlig ungereimter Gedanke. Schon Darwin hat sich vergebens gefragt, was einem Wurme die höhere Organisation für einen Vorteil bringen könne; für einen unorganisierten Atomhaufen aber verliert das Wort Anpassung jeden Sinn. Können die Atome nur ihrem Expansionsdrange und dem Zuge ihrer chemischen oder elektrischen Verwandtschaft Genüge tun, dann ist es ihnen im übrigen ganz gleichgiltig, wie oder wo sie liegen oder fliegen. Wäre es anders, gehörte das Eingehen organischer Verbindungen zu ihren Daseinsbedingungen, dann würden wir auch heute noch überall aus unorganischen Stoffen neue organische Verbindungen, neue Organismen entstehen sehen. Das ist bekanntlich nicht der Fall; seit dem Abschluß der Schöpfung gilt der Satz: omne vivum ex ovo, oder wenigstens e cellula. Nicht die unorganischen Stoffe suchen Be-

friedigung, Ergänzung, Anpassung, wenn sie in einen Organismus eingeht, sondern der Organismus ergreift sie und würde sie in sein Inneres einzudringen auch gegen ihren Willen zwingen, wenn sie einen Willen hätten.

Unglücklich ist auch die Analogie gewählt, mit der Mauthner das Ich vernichten will (selbstverständlich bekämpft er den Glauben an die Substantialität der Seele auf das entschiedenste und heftigste). „Das Regiment Deutschmeister in Wien oder die Gardékürassiere in Berlin sind so organisiert, daß nach einigen Jahren auch nicht ein einziger Mann mehr vom alten Bestande vorhanden ist. Trotzdem behält das Regiment (oft gegen den Einfluß von oben) in Vorstellungen und Handlungen einen bestimmten Charakter bei.“ Den Wechsel der Bestandteile hat das Regiment zwar mit dem Menschenleibe und vielleicht sogar mit dem Ich gemein; Herbart z. B. meint, man dürfe einen Menschen kaum für das verantwortlich machen, was er vor langen Jahren gedacht, gewollt und getan habe. Und daß sich hier wie dort trotz manchem Wandel Temperament und Charakter im großen und ganzen gleich bleiben, ist auch richtig. Aber „ich“ kann das Regiment nicht sagen. Wenn man mich ins Wein gezwickt hat, schreie ich „au!“ Wenn ein Kürassier gezwickt wird, schreit weder der Oberst noch das ganze Regiment.

Mauthner weiß natürlich, daß Farbe, Ton, Wärme nicht Eigenschaften der Dinge, sondern Empfindungen, Bewußtseinszustände unsrer Seele, und daß die körperlichen Dinge nur Haufen qualitätsloser Atome sind, die bei wechselnder Gruppierung durch Schwingen jene Empfindungen in uns hervorrufen. Trotzdem aber daß er diese psychophysische Tatsache oft genug zu erwägen sich veranlaßt sieht, verspottet er den Satz, mit dem Leibniz und Kant Lockes Entdeckung ergänzt haben (es ist nichts im Intellekt, was nicht vorher in den Sinnen gewesen wäre — „ausgenommen der Intellekt selbst“), als einen Purzelbaum und will von einem a priori nichts wissen. Er klammert sich an die freilich unbestreitbare Tatsache, daß der Intellekt nicht in Tätigkeit tritt, wenn nicht das Gehirn durch Vermittlung der Sinnesorgane von außen erregt wird, und stellt den von Locke entdeckten Tatbestand, daß wir die sogenannten sekundären Qualitäten der Dinge schaffen (Kant hat diese Erkenntnis auf die primären ausgedehnt), auf den Kopf. Er behauptet, das Wahrnehmen sei etwas Passives; nicht der Wahrnehmende, sondern das Wahrgenommene verhalte sich tätig, und man müßte eigentlich sagen: „der Baum grünt mich; die Rose duftet mich, wie mich das Feuer wärmt, und wie mich der Esel lächert, der darüber lacht.“ Er sieht sich immerhin genötigt, dem a priori eine gewisse Bedeutung zuzugestehn; er will „die alten Ungeheuer a priori und a posteriori“ nicht vernichten, sondern sie nur „auf ihre bescheidne wirkliche Größe zurückführen.“ Er sagt ziemlich richtig: „Der tiefste Sitz des a priori muß da sein, wo wir unsre Sinnesempfindungen in Wahrnehmungen verwandeln [schon die Empfindung ist ja etwas apriorisches, d. h. von der Seele, nicht von irgend etwas körperlichem, und sei dieses auch unsre Gehirnmasse, vollbrachtes, denn zwischen den die Empfindung verursachenden chemischen Prozessen und der Empfindung selbst, einem Bewußtseinszustande, besteht keine Ähnlichkeit; beides sind Vorgänge zweier wesensverschiedner Ordnungen], die wir dann nach außen projizieren.

Ohne diese aprioristische Tätigkeit könnten wir ebensowenig sehen oder hören, wie eine Statue. Da nun die Tiere sehen und hören, so müssen sie eben dieses »Organ der Philosophie« auch haben. Hätten sie also auch keine Sprache, so hätten sie doch das Höhere, das a priori.“ Trotzdem spricht er von dem Hochmut, der den Menschen hindre, „seine Sinne als Spielzeug der Dinge sprachlich anzuerkennen. Wenn ich mit der Kaze spiele, spielt vielleicht die Kaze mit mir. Der Mensch will nicht begreifen, daß die Welt, weil sie stärker ist, die Spielregeln stellt.“ Kant habe das noch nicht einsehen können, weil er von der Entwicklung der Sinnesorgane nicht gewußt habe, was wir heute wissen (daß sich z. B. das Auge im Laufe von Jahrmillionen aus einem fürs Licht empfindlichen Fleck der Haut entwickelt hat), und daß sich der Verstand mit den Sinnen entwickle und verändere.

Kant hat seine richtige Erkenntnis mit seiner scholastischen Sprache nicht klar zu machen vermocht, andre haben das nach ihm getan, und am besten ist es Locke gelungen. Dieser hat aus dem, was wir heute von der Physiologie der Sinne, von der Mechanik der Körperwelt und von unsrer eignen Seele wissen, den unabweisbaren und unwiderleglichen Schluß gezogen, daß das einzige Wirkliche in der Welt der bewußte Geist, die Körperwelt nur die uns unbegreifliche Maschinerie ist, durch die Tier- und Menschenseelen in Tätigkeit versetzt werden, und daß, wenn kein Geist vorhanden wäre, die Körperwelt nicht allein sinnlos sondern nichts sein würde; denn ein Ding, das weder wahrgenommen wird noch selbst wahrnimmt, ist nichts. Soll demnach vor der Entstehung des ersten fühlenden Wesens eine Körperwelt vorhanden gewesen sein, so muß es ein göttliches Bewußtsein gegeben haben, in dem sie da war. Der Geist ist also notwendigerweise vor dem Körper da, und von ihm geht die Wahrnehmung des Körperlichen aus, sie ist apriorisch, das Wahrnehmende ist vor der Wahrnehmung da, wenn es sich auch, sofern es ein Geschöpf ist, erst durch die Wahrnehmung und in ihr seiner selbst bewußt wird. Im Geschöpf nun kann man zwei Stufen dieser apriorischen Tätigkeit unterscheiden: die Wahrnehmung und das mannigfache Verbinden der Wahrnehmungs- und der Erinnerungsbilder, das wir bald denken, bald phantastieren, bald wollen nennen. Beides erfolgt nach unverbrüchlichen Regeln, die in der ursprünglichen Einrichtung der Seele begründet, also ebenfalls apriorisch sind. Wir wissen nicht, ob die Empfindung blau in allen Seelen dieselbe ist; aber wir wissen, daß jeder — die Farbenblinden ausgenommen — von demselben Gegenstande solange dieselben Eindrücke empfängt, als dieser sich nicht auch für die übrigen Menschen verändert, und diese Übereinstimmung der Sinnesindrücke macht die Verständigung und den geordneten Verkehr der Menschen miteinander möglich. Und dieser Verkehr kann sich über die gemeinsame Nahrungssuche und Verteidigung bis zu den höchsten Kulturleistungen erheben, weil die Verbindung der Wahrnehmungs- und der Erinnerungsbilder auch in den verwickelten Operationen, die wir wissenschaftliches Denken nennen, gleichförmig bleibt und nach unverbrüchlichen Regeln vor sich geht. Die Wissenschaft von diesen Regeln heißt bekanntlich die Logik, und deren Wichtigkeit nachzuweisen, darauf hat es Mauthner hauptsächlich abgesehen: die Begriffsbildung hängt von der Willkür des Einzelnen

ab, alle Urteile sind unnütze Tautologien, und die Operation, die man schließen nennt, gibt es überhaupt nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in den Büchern und Vorträgen der Logiker; die ganze Logik ist ein nichtiges Spiel mit Worten. Mit Hilfe der Sprache (also wohl auch des Denkens, das ja mit Sprechen eins sein soll) wird nichts erschlossen, als was wir schon wissen. Unser Wissen (so weit nach dem oben Gesagten von Wissen die Rede sein kann) wird nicht durch Worte und nicht durch logische Operationen, sondern ganz allein durch neue Wahrnehmungen vermehrt.

Das Übertriebne dieser Behauptungen liegt auf der Hand. Zunächst gilt der Satz, daß das Wissen nicht durch Worte, sondern nur durch neue Wahrnehmungen vermehrt werde, höchstens von der Gesamtheit der zivilisierten Menschen, aber nicht von dem einzelnen. Jedem Kinde und Schüler wird das Wissen der Gesamtheit, natürlich nur ein Teil davon, durch Worte vermittelt. Gute Beschreibungen geben uns ein so vollständiges und genaues Bild entfernter Gegenden, daß uns, wenn wir hinkommen, die lebendige Anschauung, so erfreulich sie sein mag, nichts wesentlich Neues mehr bietet. Zum Aufnehmen von Wahrnehmungen muß der Schüler erst angeleitet werden, weil er sonst achtlos an den wichtigsten Dingen vorübergeht, und ohne Erklärung in Worten versteht er das Experiment nicht, das er wahrnimmt. Dann aber gilt der obige Satz auch nicht ohne Einschränkung für die Gesamtheit, denn logische Operationen erschließen erst den vollen Inhalt und Sinn des Wahrgenommenen und leiten zu neuen Wahrnehmungen über, die ohne jene nicht gemacht worden sein würden. Den glänzendsten Beweis dafür liefert die Entdeckung des Neptun. Bessel, Leverrier und Adams entdeckten Unregelmäßigkeiten im Laufe des Uranus, schlossen, daß diese nur durch einen jenseits des Uranus kreisenden Planeten verursacht sein könnten, berechneten dessen Ort, und Galle fand ihn am 23. September 1846 an dem ausgerechneten Orte. Mauthner ist so kühn, zu behaupten, daß auch hierbei von logischen Operationen keine Rede sein könne. „Nicht die Logik hatte den Neptun erschlossen, sondern unsre alten zuverlässigen Sinne [jetzt sind diese betrügerischen Zufallsinne auf einmal zuverlässig!] hatten ihn wahrgenommen, wenn auch indirekt. . . . Indirekt sehen wir die Sterne durch das Fernrohr immer. . . . Gibt es aber einen Menschen, der das Sehen durchs Fernrohr eine logische Operation nennen möchte? . . . Wenn ich des Morgens ans Fenster trete und die Blätter der Bäume sich bewegen, die Zweige hin und her schwanken sehe, so denke ich sofort: es ist windig. Wenn ich die ganze Straße naß erblicke, so denke ich: es regnet. Ist dieser Gedanke der Schlußsatz einer logischen Operation? Hier scheine ich mich gefangen zu haben, denn der Logiker wird allerdings ausrufen: jawohl, da haben Sie logische Schlüsse gemacht; auf die Schnelligkeit des Schließens kommt es nicht an. Auf die Schnelligkeit wohl nicht, doch aber darauf, ob — wenn auch noch so blitzschnell, noch so unbewußt — der Weg von der Wahrnehmung zu dem Gedanken, daß es windig sei oder regne, durch einen Syllogismus hindurchgehe.“

Allerdings, Sie haben sich gefangen! Den Wind sehe ich nicht, sondern erschließe ihn. Das Sehen durchs Fernrohr ist nicht indirekter als das durchs bloße Auge, denn es geht nach denselben Gesetzen vor sich, indem nur der

natürlichen Linse noch eine künstliche vorgeschoben wird; dieses vorgeblich indirekte Sehen für denselben Vorgang ausgeben wie der Schluß: hier muß ein Planet sein, bei dem gar nichts gesehen wird, ist ein grobes Sophisma, und dieses Schließen ein indirektes Sehen nennen, ist eine willkürliche Änderung der all-gemein anerkannten Bedeutung der Worte.

In der Abneigung gegen einen Betrieb der Wissenschaft, bei dem die Logik aufdringlich vorherrscht, sympathisiere ich mit Mauthner. Ich halte die Berechnung, nach der es eigentlich vierundsechzig, in Wirklichkeit aber nur neunzehn Schlußweisen geben soll, für eine unnütze Spielerei und habe oft hervorgehoben, daß die Logik geradezu gefährlich wird, wenn man sie einseitig und mit Vorliebe pflegt, wie die spätern Scholastiker getan haben, und die Jesuiten noch heute tun. Diese einseitige Pflege übt zweierlei schlimme Wirkungen. Einmal verleitet sie dazu, bei den Beweisführungen so ausschließlich auf die saubere Ausgestaltung der Schlußketten zu achten, daß man darüber die Hauptsache, die Prüfung der Prämissen, versäumt und die Schlußketten in die leere Luft hängt. Dann aber verleitet die Virtuosität im Schließen und folgern zur Sophistik und Rabulistik. Aber überflüssig ist die Logik trotzdem nicht. Wenn ein altes Weib schließt: meine Kuh gibt keine Milch, also ist sie verhext (nach Mauthner schließt sie nicht, sondern nimmt die Hexe indirekt wahr), so sagen wir ihr: du hast falsch geschlossen; denn erstens gibt es keine Hexen, zweitens gibt es mehrere Ursachen, die mitunter die Kühe am Milchgeben verhindern; du hast demnach zu schließen: es muß entweder diese oder jene oder jene dritte Ursache vorliegen, und sodann nicht durch weiteres Schließen, sondern durch Musterung der Tatsachen ausfindig zu machen, welche dieser verschiedenen Ursachen hier obwaltet. Mauthner beschreibt oft und schön, in welchem Grade unser Urteil vom Willen, vom Vorurteil, von der Leidenschaft beeinflusst wird; daß davon schon die elementarste Wahrnehmung und dann das Gedächtnis abhängt, indem wir sofort sehen und hören, was uns interessiert, und wenn unsre Aufmerksamkeit auf den uns interessierenden Gegenstand gerichtet ist, den tollsten Lärm nicht hören, das tollste Gewirr eines großstädtischen Straßenbildes nicht sehen; daß wir schleunigst vergessen, was wir uns nicht merken mögen. Noch stärker macht sich natürlich dieser Einfluß in unserm Denken geltend. Die Masse schließt ganz allgemein: diese zwei, drei Katholiken, Lutheraner, Juden, Konservative, Liberale, Sozialdemokraten usw. habe ich (vielleicht bloß aus einem Romane) als Schurken (oder Dummköpfe) kennen gelernt, also sind alle Katholiken, Lutheraner, Juden, Konservative, Liberale, Sozialdemokraten usw. Schurken (oder Dummköpfe). Sollte es ganz überflüssig sein, der Jugend zu sagen, daß man von wenig Exemplaren einer Gattung nicht auf alle schließen dürfe, und ihr die Falschheit solcher Urteile an Formeln zu demonstrieren, die ja, wenn der Lehrer nicht besonders geschickt ist, recht läppisch ausfallen können? Mauthner hat vollkommen Recht, wenn er sagt, alle unsre Induktionen, demnach alle Erfahrungswissenschaften, beruhen auf partikulären Urteilen, und daß vollständige Induktion nur möglich ist, d. h. von allen Individuen einer Gattung nur dann mit Bestimmtheit etwas ausgesagt werden kann, wenn man diese sämtlichen Individuen kennt, in einem Falle also, wo Induktion keine Induktion mehr ist,

sondern Anschauung. Uns Menschen ist solche vollständige Kenntnis nur gegeben bei solchen Gattungen, die sehr wenig Individuen umfassen — dazu gehören z. B. die Planeten unsers Sonnensystems —, und wenn wir uns auf die Erforschung eines Individuums beschränken. Die Logik leitet nun eben dazu an, Übereilung im Induzieren zu vermeiden. Sie sagt uns, daß jede Induktion nur eine Wahrscheinlichkeitsrechnung ist, daß die Wahrscheinlichkeit wächst mit der Zahl der beobachteten Individuen, und daß die Induktion positiv falsch ist, wenn von wenig Exemplaren auf eine ungeheure Anzahl geschlossen wird. Die Logik wird dadurch nicht umgestoßen, daß die meisten Menschen immer, und daß alle manchmal unlogisch urteilen; denn wenn es ihnen zum Bewußtsein gebracht wird, sehen sie sich gezwungen, die Falschheit ihrer Urteile und Schlüsse einzugestehen. Ganz unverwirrt vom Willen bleibt der Verstand nur dort, wo kein Mensch ein Interesse daran hat, die Wahrheit durch falsche Schlüsse zu verbergen, in der Mathematik und in der Astronomie. Mauthner nimmt es Kant übel, daß er die Logik habe ethisieren wollen. Nun, das haben schon Christus und Paulus getan, die es für Sünde erklären, wenn jemand seinen Verstand nicht auf die richtige Weise gebraucht und sich damit die Erkenntnis der Wahrheit versperrt. Der Menscheng Geist ist so eingerichtet, daß alle gesunden Menschen die Zahlenverhältnisse, die Raumverhältnisse, die Gliederung der Dinge in Arten und Unterarten, die Verkettung der Erscheinungen zu Reihen, in denen jedes Glied Wirkung des vorhergehenden und Ursache des nachfolgenden ist, übereinstimmend erkennen. Dummheit, Faulheit, Unwissenheit und Leidenschaft sind schuld, daß die Erkenntnis in vielen undeutlich bleibt, manchem gar nicht aufgeht, aber keiner, dem der Zusammenhang klar geworden ist, vermag zu denken, daß die Dinge auch anders zusammenhängen könnten.

Nach Mauthners Grundansicht müßte die Welt das reine Chaos sein; daß sie es nicht ist, gesteht er gelegentlich ein. „Daß sich die Menschen trotz der durchgehenden Ungleichheit ihrer Begriffsumfänge und der nur scheinbaren Gleichheit ihrer Begriffsinhalte durch Sprache dennoch so weit verständigen können, als etwa die groben Zwecke ihres Zusammenlebens verlangen, ist vielleicht der schlagendste Beweis dafür, daß es in der Wirklichkeit irgendwo eine geheimnisvolle Harmonie gibt, die weder in den Sinneswahrnehmungen noch in den Erinnerungen und Abstraktionen der Menschen ganz verloren gehen konnte.“ Diese Harmonie setzt sich aus drei Harmonien zusammen: der Naturordnung, der Einrichtung der Seele und der Zusammenpassung beider zueinander. Sie wird verdunkelt durch die dem Menschen verliehene Gabe, aus Unwissenheit und Leidenschaft zu irren, und wie es im gewöhnlichen Leben zugeht, läßt Goethe in den Unterhaltungen der Ausgewanderten den alten Hausfreund sagen: „Ich finde am bequemsten, daß wir dasjenige glauben, was uns angenehm ist, ohne Umstände das verwerfen, was uns unangenehm wäre, und daß wir übrigens wahr sein lassen, was wahr sein kann.“ Man habe, heißt es weiter, die Bemerkung gemacht, daß der Mensch auch gewöhnlich so verfähre. Aber eine exakte Wissenschaft hätten wir nicht, wenn die Forscher ebenso verfahren; diese müssen folgerichtig schließen und zwischen einem richtigen und einem Fehlschluß unterscheiden können. Auf Worte und Namen kommt übrigens

nichts an; es ist gleichgiltig, ob man die Operation schließen, induzieren oder assoziieren und mit Mauthner einen richtig denkenden Kopf ein gesundes Gedächtnis nennt. Nur dieses muß anerkannt werden, daß Begriffe sowohl richtig als auch falsch miteinander verbunden werden können, folgerichtig oder wirt wie im Traume, und daß es möglich ist, zwischen richtig und falsch zu unterscheiden. Geworden ist freilich unser Verstand mit den Sinnen und mit der Erziehung, wenn man den aktuellen, den entwickelten Verstand meint. Aber daß auch die Regeln geworden seien, nach denen er zu denken genötigt ist, daß sich diese im Laufe der Zeit geändert hätten, daß er mit andern Sinnen anders werden und zweimal zwei fünf sein lassen könne, ist eine leere Einbildung. Daß, wie gesagt, alle Induktionen unvollständig sind — sonst wären sie ja gar keine Induktionen —, gehört mit zu den Einsichten, die die Logik gewährt, und darum auch das andre, daß jede aus Induktion gewonnene Kenntnis durch neue Erfahrungen berichtigt werden kann. Der Schluß: dieses neu entdeckte Tier ist ein warmblütiger Vierfüßler, also muß es lebendige Junge zur Welt bringen, wurde hinfällig, als man das Schnabeltier Eier legen sah, und das Radium scheint einige Gesetze der Physik und der Chemie korrigieren zu wollen.

(Fortsetzung folgt)



Kulturbilder von den kleinasiatischen Inseln

Von Karl Dieterich

(Fortsetzung)

3. Samos



ie Insel Samos ist gleichsam eine Synthese der bisher betrachteten beiden Inselgruppen: sie vereinigt die natürliche Fruchtbarkeit von Kos und Rhodos mit der politischen Freiheit von Kalymnos und Syme. Es ist die einzige der kleinasiatischen Inseln, die einen eignen Staat bildet; sie spielt für die Türkei eine ähnliche Rolle wie die Republik San Marino für Italien. Aber während diese Staatsbildung, als in einem Kulturland erwachsen, eigentlich nur einen Kuriositätenwert hat, könnte Samos ein kleiner Musterstaat inmitten einer kulturfeindlichen Despotie, ein politisch und wirtschaftlich starker und fester Kristallisationspunkt aller Europäisierungsbestrebungen im Orient werden.

Hat Samos Aussicht, ein solcher Sammelpunkt zu werden? — Apriori betrachtet, müßten die natürlichen und die politischen Verhältnisse diese Entwicklung begünstigen. Das äußere Bild, das die Insel bietet, ist das einer ausgesprochenen Kulturlandschaft, und zwar einer mit mittelgebirgsartigem Charakter, der sich nur im Westen zu einem hochgebirgsartigen steigert. Hier bildet der bis zu 1500 Metern hohe mächtig hingelagerte Kerkys, der nördlichere der beiden Gebirgszüge, die die Insel von Westen nach Osten durchschneiden, einen majestätischen Abschluß, während sich die andre südlich davon parallel laufende, niedrigere, aber ausgedehntere Gebirgskette des Ambelos in der Höhe von 1200 Metern hält. Sie sind beide nur spärlich bewaldet, meist mit stachligem Buschwerk bewachsen, nur hier und da mit dichtern Beständen